

# Der freie Vortrag in den oberen Klassen der Mittelschule

Autor(en): **Jenny, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse**

Band (Jahr): **10 (1937-1938)**

Heft 8

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-852562>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Der freie Vortrag in den obern Klassen der Mittelschule.

Von Dr. ERNST JENNY, Basel.

Der nachstehende, etwas weiter ausgeführte Artikel ist als Einführungsvotum zu einer Demonstration mit Schülern in der Basler Schulausstellung abgegeben worden. Auf Ersuchen der Redaktion der SER ist er von der Leitung des Institutes der Erziehungs-Rundschau zur Veröffentlichung zugestellt worden.

Jedem Lehrer der deutschen Sprache sind zwei Beobachtungen an seinen Schülern geläufig; sie wiederholen sich Jahr für Jahr, sie geben stets Stoff zu sorgendem Nachdenken, sie verlangen stets erneute methodische Umstellungen. Es sind die folgenden: wenn die Jungen frisch von der Volksschule weg kommen, so sprudelt der Quell mündlicher Mitteilung oder Berichterstattung meist lebendig und ungekünstelt; die sprachliche Nachbesserung durch den Lehrer besteht hauptsächlich in Gärtnerarbeit; da und dort muß ein gar zu geiler Trieb beschnitten oder zu dicht Wachsendes entfernt werden; sonst aber kann er am Aufschließen sprachlichen Wachstums nur Freude haben. Sind aber einige Jahre strenger Schulung, besonders in den Fremdsprachen, hingegangen, so stockt die Fähigkeit des Ausdrucks mit einem Male; es ist, wie wenn ein früher Reif dem fröhlichen Blühen ein vorzeitiges Ende bereitet hätte. Die Einsicht in den Bau der Sprache ist gewonnen, die Kenntnis sprachlicher Vorgänge und das Verständnis dafür ist verhältnismäßig entwickelt; das Erlernen von Fremdsprachen hat den Sprachhorizont ungeheuer erweitert; aber dem Wissen entspricht kein Können mehr. Der zur freien Äußerung seiner Gedanken Aufgeforderte stammelt, trägt seine Sache nur stockend vor oder verblüfft durch völliges Verstummen. Da hilft kein „Verstand und kluger Sinn“, der „mit wenig Kunst“ sich selber vorträge; wenigstens für das Alter vom 13. bis zum 17. Lebensjahr verwünscht jeder Lehrer das bekannte Faust-Zitat.

Mit was für Wachstums- und Entwicklungseinflüssen als großen Mitschuldigen und Hehlern wir es zu tun haben bei diesem an sich überraschenden Vorgang, das steht hier nicht zur Diskussion. Tatsache ist und bleibt: Lebendiges ist abgestorben, Vorhandenes abhandengekommen, Naturwüchsiges wie verschüttet. Darum darf man sich nicht nach dem Muster einseitig fortschreitender ärztlicher Wissenschaft mit Diagnostik- und Aetiologie-Ergebnissen zufrieden geben, sondern mit diesen muß die Therapie Schritt zu halten suchen. Und Tatsache ist und bleibt ferner, daß dieselben Schüler schweizerischer Herkunft schriftlich eine ordentliche Leistung zustande bringen, wenn sie genügend Zeit haben, darüber zu brüten, mündlich aber gehemmt und unergiebig sind, nicht nur durch körperlich-seelische Schwierigkeiten, sondern vor allem, weil ihnen die Handhabung des Rüstzeugs abgeht: es fehlt am

Wortschatz, an Wendungen, an Beherrschung des sprachlichen Ausdrucks und an geistiger Beweglichkeit, von selber dieser Dinge Herr und habhaft zu werden. Da kann nur zielbewußte Arbeit helfen, und zwar handwerkliche Arbeit. Kein Geringerer als Goethe hat es bekanntlich bezeugt, daß „allem Leben, allem Tun, aller Kunst das Handwerk vorangehen“ müsse.

Hiefür bietet der freie Vortrag die beste Hilfe. Wie man es mit ihm halten kann, soll im folgenden gezeigt werden. Ich möchte „halten k a n n“ unterstreichen; denn ich bin mir wohl bewußt, daß das Vorzutragende ein Weg ist von verschiedenen; wenn ich ihn wieder und wieder begehe, so darum, weil er sich mir in Jahrzehnten als fruchtbar und erfolgreich erwies.

Erstes Erfordernis ist, daß das Thema vom Schüler in freier Wahl selbst gefunden wurde. Dies aus dem einfachen Grunde, weil das am ehesten gerät, wobei wir mit ganzem Herzen beteiligt sind. Wie die Herdersche Lehre, daß Gedanke und Empfindung von selber den Ausdruck bilden, für das große Gebiet der Dichtung einem ganzen Geschlecht die erlösende Offenbarung brachte und es darin unterwies, daß ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz den Dichter macht, so schafft auch eine freie Liebeswahl auf dem kleinen Gebiet des Schülervortrags freie Bahn für eine freie Mitteilung.

Dieses, sein Thema durchzudenken, das Erhaschte aufzuschreiben, innerlich reifen zu lassen, unbekümmert um den Zusammenhang alles dazu Gehörige zusammenzutragen, dazu muß man ihn anleiten. Ein Bogen auf seinem Schreibtisch soll stets bereit sein oder ein Notizbüchlein in seiner Tasche, Einfälle festzuhalten; es schadet auch nichts, gute Formulierungen sich schon zu merken; es sind nicht alle Stunden gleich schöpferisch und gute „Eingebungen“ selten; sie lassen sich, einmal erdacht, nicht gewaltsam zurückholen. So wird das sattsam bekannte Kauen an der Feder oder Drauflosschreiben unter dem Druck des Ablieferungstermins aus der Welt geschafft, der auch beim Aufsatz jede Leistung zum Schreckgespenst werden läßt. Freilich darf hier der Lehrer nicht zu viel diktatorisch vorschreiben; er kann nur anweisen: So mache ich's! probatum est! Zwang jedoch wäre von Uebel, denn die Erfahrung lehrt, daß die Jugend gerade von der Erfahrung nicht lernen will und gerade methodische Ratschläge am wenigsten willig annimmt.

Ein Anderes aber darf ich verlangen: Das so gesammelte Material soll nun geordnet und in eine leidliche Gedankenfolge zusammengebracht, sodann diese zum mündlichen Vortrag öfter durchdacht und durchgesprochen werden. Von ausschlaggebender Bedeutung scheint mir das mündliche

Einüben (oder stille ausführliche Durchdenken). Ein wörtlich aufgeschriebener und wörtlich so gehaltener Vortrag hat als Vortrag wenig Wert, er bleibt auswendig gelernter Aufsatz. Er bindet den Schüler fest auf einen einmal gefundenen Ausdruck und entbindet ihn der Pflicht, für seinen Gedanken verschiedene Ausdrucksmöglichkeiten bereit zu halten, er schafft in ihm niemals das Vermögen, ohne lange Vorbereitung das augenblickssichere Wort aus einer Menge gleichsinniger Wörter mit sicher zupackendem Griff zu erhaschen. Und eben gerade das soll beim mündlichen Einüben erreicht werden: je nach Stimmung das richtige Wort zu treffen, also einen Vorrat, einen Wortschatz sich anzulegen. Gerät das bis zu einem gewissen Grade, so hat das Erreichte mit äußerlicher Zungenfertigkeit nichts zu tun; für die bringt der Alemanne auf hochdeutschem Felde wenig Talent mit. Aber ein Zeichen geistiger Beweglichkeit ist es, wenn der Schüler öfter auf eine neue Wendung verfällt. Den humanistisch Geschulten verlohnt es sich auf das Beispiel des Pericles zu verweisen.

„Gedankenfolge“ habe ich seinen Vortragsplan genannt; entsprechend dem Wort, soll er so schlicht und natürlich gehalten sein wie nur möglich. Gottlob sind wir bei all diesen Dingen über den Stand früherer Geschlechter hinaus, die man unter Ach und Weh in die scholastische Schnürbrust einer Disposition mit ihren vielen Unterabteilungen zwängte! Die Gedankenfolge wird sich vielleicht von selber beim Einüben auf einige Stichwörter zurückführen lassen, und das wäre gut; so wäre der Vortragende immer erneut zum Durchdenken genötigt und käme so von selbst in die Nähe jener hochbedeutsamen Entdeckung, die vor hundert Jahren erstmals Wilhelm von Humboldt der Welt unterbreitete, als er die Einleitung zu seinem Werk über die Kawi-Sprache schrieb; dort stehen die gewichtigen Erkenntnisse, daß Denken und Sprechen zusammengehen, daß man nur in der Sprache denkt, und daß somit Sprache nichts Fertiges ist, kein Ergon, sondern eine energie. \*)

Ist die Vorbereitung so weit gediehen, so gilt es, eine weitere Stufe zu erklimmen. Man hat zu viel Stoff, ist zu breit geworden, und doch ist einem nur eine Redezeit von 10—15 Minuten gestattet! Jetzt heißt es, mit der Uhr seine Leistung überprüfen — für Viele der schwierigere Teil; aber gerade in ihm liegt der Antrieb zu stilistischer Vervollkommnung: jetzt soll man trachten, seine Aussagen auf die knappste und treffendste Formel zu bringen.

\*) Diese Einleitung ist jetzt in einer Sonderausgabe neu herausgekommen: „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts“. Faksimile-Nachdruck. Nachwort von E. Wachsmuth. Berlin 1935. Verlag Lamb. Schneider.

Allen Schülern hat zur Unterweisung hierin einmal ein Stück aus dem neuesten Schrifttum vorgelegen, ein Stück aus Albert Schweitzers Buch „Zwischen Wasser und Urwald“. Sie haben sich mit dem Lehrer gefreut an der klaren, durchsichtigen Darstellung, die anschaulich ist in aller Schlichtheit, farbig bei sparsamsten Mitteln. Das Geheimnis lüfte ich ihnen mit des Verfassers Geständnis aus seiner Selbstlebensbeschreibung („Aus meinem Leben und Denken“, S. 163). Dem Verfasser war von dem Auftraggeber (Verlag Lindblat in Upsala) eine bestimmte Höchstzahl von Worten als Grenze gesetzt worden. Er schrieb unbekümmert drauf los und hatte einige tausend zu viel, mußte also das Ganze nochmals umschreiben und dabei alles irgendwie Entbehrliche über Bord werfen. Das Verfahren wurde ihm zum stilistischen Grundsatz, der dann seinen späteren Schriften wohl bekam. Gelingt dem Schüler Aehnliches und hält er die anberaumte Zeit annähernd inne, so hat er nicht nur für Ausdrucksschärfe und Sprechweise zugelernet, sondern durch dieses Zusammenraffen seiner Willenskräfte auch ein Stück Selbsterziehung geleistet.

Den also vorbereiteten Vortrag hält er nun vor der Klasse. Diese hat ihn mit stets gezücktem Bleistift anzuhören, kritisch eingestellt zur Hauptsache wie zu allen Begleitvorgängen. Denn sie soll nicht nur aufnehmen, sondern tätig teilnehmen; sie soll nachher kritisieren, und zwar Großes und Kleines, Innerliches und Aeußerliches, Darbietung, Stil, Redeweise, wie Ton, Aussprache, Haltung; wir wollen nicht für die Schule, sondern für das Leben lernen, kommt doch bei jeder Studienrichtung, in jedem Beruf der junge Mann einmal in den Fall, frei reden zu müssen. Eine möglichst belebte Diskussion soll sich also anschließen; sie gibt allen Gelegenheit, zum Wort zu kommen und auch als Hörer sich in freier Meinungsäußerung zu üben; platzen die jugendlichen Geister aufeinander, um so besser. Auch Fragen können gestellt, Zusätze gemacht, Beiträge zum Thema geleistet werden. Dem Lehrer bleibt dabei eine bescheidene Rolle zugeteilt: er soll nur wie der Spielleiter auf der Bühne, sozusagen aus der Kulisse heraus, das Ganze leiten, die Diskussion überwachen, sie vor dem Abgleiten auf allzu Entlegenes hüten oder vor dem Versanden bewahren.

Hier findet er Gelegenheit, viel wirksamer als im bloß theoretischen Unterricht, gewisse Grundsätze einzupflanzen oder Lieblingsünden anzuprangern. Nur wenig sei als Beispiel aufgeführt, das, wie im Aufsatz, so auch im freien Vortrag immer wieder muß bekämpft oder erkämpft werden. Da ist die Wiederholung. Nicht eindrücklich genug kann man es dem Schüler vorführen, daß die ewige Wiederkehr der nämlichen Ausdrücke und Wendungen der Tod guten Stiles ist, wie angenehm dagegen der muntere Fluß der

Rede sich anhört, wenn in ihm Mannigfaltigkeit und Abwechslung herrschen, und wie wohl und leicht dem Redner selber wird, wenn sich sein Wort über die Zäune alltäglicher Ausdrucksweise ins Weite und Freie hinaus ergehen kann. Aber ist Wiederholung meist nur Bequemlichkeit und Gedankenleere, so soll der Kampf gegen sie doch auch nicht zur Aengstlichkeit und zur Starre führen. Aus der Lektüre weiß der Schüler, wie sie, bewußt verwendet, zum eindrucksvollen Stilmittel (z. B. Anapher) werden kann — er hat sie z. B. in Mommsens Römischer Geschichte in ihrer Wucht beobachtet — und soll nun verhalten werden, sie ungeschreit überall da anzubringen, wo sie einen Begriff gleichsam einhämmern möchte. An Mustern aus dem allgemein geläufigen Zitatenschatz oder der volkstümlichen Spruchweisheit soll es der Lehrer nicht fehlen lassen; etwa so: „Ihr wißt, daß man ein Verbum beim zweiten Vorkommen gern durch „tun“ ersetzt; ihr ersetzt es nicht, sondern wiederholt das nämliche, wo es eindrucklich wirken soll, die Wiederholung also nicht Nachlässigkeit, sondern Stilmittel bedeutet. Denkt an das Sprichwort „Wer zuletzt lacht, lacht am besten“ (nicht: „der tut es am besten“) oder jene wunderbare Prägung Luthers im 1. Korintherbrief, Kap. 13: „Nun aber bleibt Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen“; wie schwächlich und jämmerlich, wenn es hieße: „aber die letztere ist“ ... usf.!

Ferner gehört es sich, daß jeder verantwortungsbewußte Lehrer des Deutschen früh schon und immer erneut auf die Fremdwörterfrage aufmerksam mache und die Gewissen dafür schärfe, daß überall da ein deutsches Wort einzusetzen ist, wo ein vollwertiges deutsches Wort für ein beliebtes Mode-Fremdwort vorhanden ist. Das schafft nach und nach Ohr und Empfindung für die feinen Tönungen und Abstufungen des Ausdrucks. Ich nenne aber mit Absicht „die Fremdwörterfrage“ und rede keinem starren und stieren Kampf gegen jegliches Fremde das Wort; der Schüler soll merken, daß hier ein ganzer Fragen-Knäuel vor ihm liegt, den zu entwirren im Einzelnen viel Sorgfalt und geistige Arbeit erfordert, in dessen verwickelten Fäden sich persönlich zurechtzufinden aber stets lohnt. So dämmert ihm eine Ahnung, was ausdrucksempfindlich und sprachgeschult heißt. Denn gerade wichtige Fremdwörter sind unumgänglich und unersetzlich, weil sie sozusagen von einem Dunstkreis geschichtlicher Vorstellungen umlagert sind, wie ihn eine gewaltsame Neuschöpfung niemals erreicht, auch wenn sie aus volkhaftestem Stoffe wäre.

Bis hierher ist nur von der inhaltlichen, sprachlichen und stilistischen Seite des freien Vortrages die Rede gewesen. Es hieße aber, die Wirklichkeit im Leben unserer Schüler völlig verkennen, wenn

man damit alles für getan hielte. Nun kommen noch die charakterlichen Schwierigkeiten. Sie zu überwinden, hält oft noch viel schwerer. Da sind persönliche Hemmungen und Befangenheiten aller Art, vor allem die eine, die Befangenheit schlechthin. Der Eine kommt im ersten Anlauf drüber weg, der Andere wird sie niemals ganz los. Heilmittel dagegen gibt es verschiedene. Gute Dienste leisten wir dem Schüler, wenn wir ihm zeigen, daß das Loskommen vom Ich, das reine Denken an die Sache viel dazu hilft, aus sich herausgehen zu können. Hier noch mehr als anderswo heißt Erziehen: Mut machen! Für den freien Vortrag und die beschwingte Atmosphäre, die er braucht, ist ein ermutigender tröstlicher Zuspruch, der auch den kleinsten Fortschritt freudig anerkennt, dasselbe wie ein warmer Zuruf beim Gesanglehrer oder Chordirigenten; wo diese Leute durch unablässiges Unterstreichen des noch Mangelhaften das Ihre zu leisten glauben, da wird nur die Stimmung gedrückt und dem Streben die frohe Schwungkraft gelähmt; in verärgelter Luft gedeiht keine frische Leistung. Wir wollen der Arbeit nichts von der Schwere der Anforderung nehmen, aber sie auch nicht aller Anmut des Tuns entkleiden. Ein fröhlicher Geist soll die Vortragsstunde durchwehen; er ist so leicht heranzulocken; oft genügt ein Spaß, ein kleiner Witz. Ich erinnere den Stockenden an jene volkstümliche Scherzfrage: Welcher Handwerker am besten spreche und schreibe; Antwort: der Küfer, weil er faßlich darstellt, was er reiflich überlegt hat. Die Angst vor dem Blamieren muß gebannt werden; rufen wir den Schülern jedesmal neu ins Gedächtnis: Wir sind zum Lernen da, und nicht zum Glänzen! Und wir Lehrer lernen selber lehrend stets Neues zu.

Und das führt mich zum Schluß noch auf einen besondern Punkt. Ueber methodische Gegenstände schreiben, heißt nur zu oft eine Selbstanklage schreiben. Nur zu oft stimmt beim Lehrer selber Soll und Haben nicht. Auch für den freien Vortrag gilt, was für jedes Geschäft der Erziehung:

Der Erzieher gehe mit dem guten Beispiel voran!

Er klebe nicht ängstlich an Buch oder Heft oder Notizen; er lasse den Schüler sehen und hören, daß er, der Lehrer, sich selbstverständlich das abfordert, was er vom Schüler verlangt; er lasse ihn spüren, welche Lust ihm, dem Lehrenden, die freie Mitteilung von Mensch zu Mensch ist; er spreche, wo er sich der Hochsprache bedient, sein Hochdeutsch sorgfältig, gepflegt, peinlich und reinlich; er scheue sich auch nicht, gelegentliche Entgleisungen zuzugeben mit dem bescheidenen Bedeuten, daß wir Schweizer in diesen Dingen allzumal Sünder sind. Er zeige ihm, was für eine ernste und schöne Sache es ist, Treuhänder des Wortes zu sein, und wecke



so ein Gefühl für die heilige Verpflichtung der Muttersprache gegenüber. Er gebe wieder zu bedenken, was schon vor 60 Jahren Friedrich Nietzsche in seinen Vorträgen über die Zukunft unserer Bildungsanstalten der akademischen Jugend eingeschränkt hat: Wer es nicht zu einem Gefühl heiliger Verpflichtung bringe hierin, in dem sei auch nicht der Keim zu einer höheren Bildung vorhanden.

Und schließlich darf der Lehrer aus eigener Erfahrung mit sich selber letzte Erkenntnisse

spenden: Wo es bei uns Alten mit dem lebendig fesselnden Ausdruck hapert, da war das Vorgebrachte nicht scharf genug durchdacht, nicht klar genug geschaut, nicht tief genug gefühlt und nicht lebendig genug erlebt. Erfüllt der Vortragende aber diese Bedingungen, so sollte einer natürlichen Beredsamkeit nicht mehr viel im Wege stehen; alle Rednerkniffe und Techniken scheiden von selber aus, und der große Pascal behält Recht mit seinem Wort: „La vraie éloquence se moque de l'éloquence.“

## Jugend in Not.

Von E. NEUSTADT, Wien.

„Jugend in Not“ — so heißt eine der besten sozialen Einrichtungen, die Wien aufzuweisen hat. Die Organisation wurde vor fünf Jahren (zuerst als Auspeise-Aktion) ins Leben gerufen und ist zu einer Institution herangewachsen, die Tausenden von erwerbslosen Jugendlichen Familie, Heimstätte und ein gemeinsames kulturelles Leben ermöglicht. Die Organisation hatte anfangs große Schwierigkeiten, und nur schrittweise konnte sich der Aufbau gestalten. Die erste Etappe bestand in Tagesheimen. Dann gründete man eigene Betriebe: Metallbearbeitungsbetrieb, Schneiderwerkstatt, Tischlerei, Schuhreparaturwerkstatt, Werkstatt für Graphiker, Buchbinderei und Küchenbetrieb. — Kaum waren diese Betriebe eingerichtet, galt alle Sorge der Freizeitgestaltung. Es galt nicht nur, den Arbeitslosen aus der physischen Not zu helfen, sondern ihn vor geistiger und kultureller Isolierung zu bewahren. Bei fortschreitender Arbeitslosigkeit nämlich wird der Erwerbslose allmählich aus dem Kulturkreis der erwerbstätigen Bevölkerung ausgeschlossen, weil er selbst beim Bezug von Arbeitslosen- und Notstandsunterstützung nicht mehr in der Lage ist, die geringen Beträge für Volksbildungskurse, Theater, Kino, Turnvereine etc. aufzubringen.

„Jugend in Not“ machte sich zur Aufgabe, eine neue Basis für kulturelle und geistige Betätigung zu schaffen. Aber noch ein schwierigeres Ziel hat die Organisation sich gesetzt: auf genossenschaftlicher Grundlage will sie die Arbeitslosenfrage studieren und lösen. Ihr Grundsatz lautet: „Man kann Menschen, die keine Möglichkeit haben, nach kapitalistischen Grundsätzen zu produzieren, nicht dauernd dazu veranlassen, nach kapitalistischen Grundsätzen zu konsumieren.“

Wenn schon der ältere und erfahrene Arbeitslose einer besonderen Fürsorge bedarf, um wieviel mehr erst die erwerbslose und arbeitslose Großstadtyugend, die in anderer seelischer Einstellung und unter anderen wirtschaftlichen Verhältnissen heranwächst und in kommenden Jahren Träger des Staates sein wird!

„Je besser und je früher man um den Nachwuchs sorgt, desto gesünder, gefestigter und widerstandsfähiger wird ein Volk sein.“ Dies erkannte man in der ganzen Welt und versuchte mit den verschiedensten Einrichtungen, das Schicksal der arbeitslosen Jugend zu mildern.

Aus solchen Erwägungen heraus entstand auch das soziale Hilfswerk für die arbeitslosen Jugendlichen der Stadt Wien. Aus kleinen Anfängen wuchs die Aktion „Jugend in Not“ rasch empor und steht heute richtung- und beispielgebend für ähnliche Institutionen anderer Länder da. „Jugend in Not“ will nicht nur der wirtschaftlichen, sondern auch der kulturellen Arbeitslosigkeit entgegenreten.

Heute steht die Aktion im 6. Jahr. In den Wintermonaten erfaßt sie täglich bis zu 10,000, während des Sommers bis zu 6000 Jugendliche. Dieses sind Zahlen, die bezeugen, daß die Ideen und die Wege zu ihrer Realisierung die richtigen waren.

Bis 1934 war die Aktion vorwiegend wirtschaftlicher Art. In ca. 100 Heimen konnten die Jugendlichen in geheizten, allen hygienischen Anforderungen entsprechenden Räumen mit gleichaltrigen Kameraden einen Großteil des Tages zubringen. Außerdem erhielten sie Suppe und Brot. Damit waren die jugendlichen Arbeitslosen den Gefahren der Straße entzogen. Was das heißt, kann man ermessen, wenn man bedenkt, wieviele dieser jungen Menschen bis dahin überhaupt keine rechte Heimstätte hatten, wieviele Eltern und Geschwister arbeitslos waren, von denen die jungen Menschen oft ungerechterweise Vorwürfe hörten. Sie mußten resigniert anhören, ohne selbst Schuld zu tragen und ohne etwas ändern zu können. Mangel an geregelter Lebensführung und Arbeitsentwöhnung ließen sie leicht Halt und Hoffnung verlieren. Solch ein Dasein stumpft den Menschen ab, macht ihn müde, elend und passiv-gleichgültig.

### Die arbeitslose Jugend arbeitet für ihre arbeitslosen Kameraden.

Hat ein junger Bursche ein Handwerk erlernt, so besteht bei Erwerbslosigkeit nicht nur die Möglich-